



Isabella Maria Kern

Gabe & Fluch

oder

Augustine - in den Schuhen der anderen

Roman

Der Keller

Sorgfältig beschriftete ich mit großen Buchstaben die rote Schuhschachtel, dann hob ich noch einmal vorsichtig den Deckel und betrachtete die Schuhe, die ich gerade vorher ausgezogen hatte. Schnell schloss ich die Schachtel wieder und lehnte mich im Sessel zurück. Ich spürte, wie mein Puls raste und versuchte langsam und tief zu atmen.

Draußen hörte ich die Turmuhr schlagen. Automatisch zählte ich mit. Eins, zwei, drei, vier Uhr. In einer halben Stunde würde es bereits hell werden.

Unruhig sah ich mich im Wohnzimmer um.

Ich hatte das Bedürfnis die Schuhe augenblicklich loszuwerden, also ging ich mit der Schachtel unter dem Arm ins Treppenhaus und sah mich verstohlen um.

Alles war ruhig und ich eilte zum Lift, um mit ihm in das unterste Stockwerk zu fahren. Den Schlüssel für den Keller hielt ich krampfhaft fest. Ich hasste es, in der Nacht in den feuchten, spärlich beleuchteten Keller zu gehen, aber es blieb mir nichts anderes übrig.

Die Angst saß mir im Nacken, doch wusste ich nicht, ob vor den gruseligen Räumlichkeiten oder vor mir selbst.

Flink schloss ich das Vorhängeschloss meines Kellerabteils auf und schlüpfte hinein. Gott sei Dank war hier ein ordentliches Licht und ich ließ mich auf einen Hocker nieder, der in der Mitte des winzigen Raumes stand und mir dabei half, auch an die obersten Reihen der Regale zu gelangen.

Ich sah mich um. Bis zur Decke war das Abteil mit Schuhschachteln gefüllt. Dazwischen standen die Verpackungen eines Mixers, meines Staubsaugers und ein paar kleinere Schachteln, die ich aufbewahrt hatte, weil ich dachte, dass man darin ein kleines Geschenk einpacken könnte.

Andererseits fiel mir bei deren Betrachtung ein, dass ich schon seit Jahren niemandem mehr ein Geschenk gemacht hatte.

Der Gedanke stimmte mich traurig und ich seufzte.

Doch die Angst, die ich unmittelbar vorher gespürt hatte, war einem ganz eigenartigen Gefühl der Zufriedenheit gewichen, als ich all die Schachteln betrachtete, die sorgfältig beschriftet in den Regalen geduldig auf ihre Bestimmung warteten.

Ich stand vom Hocker auf und strich sanft über eine Reihe im Regal, bis meine Finger bei einer Schachtel stoppten.

Wieder spürte ich, wie mein Puls in die Höhe schnellte. Ich bekam eine Gänsehaut. Hastig stellte ich die Schachtel mit den „neuen“ Schuhen, die ich noch immer unter dem Arm eingeklemmt hatte, in das Regal.

Schnell griff ich zu meinem Schlüsselbund, klickte das Schloss wieder ein und lief die Treppen hinauf.

Meine Herzfrequenz war viel zu hoch, als ich mich auf meine Couch fallen ließ.

Irgendwie musste es aufhören!

Ich wollte nachdenken, doch einen Augenblick später war ich vor Erschöpfung eingeschlafen.

Meine einzige Freundin

Sabina lehnte lässig am Türstock und räusperte sich. Ich sah vom Bildschirm auf und versuchte ein gequältes Lächeln in mein Gesicht zu zaubern.

„Guten Morgen, Augustine!“, rief sie fröhlich und näherte sich meinem Schreibtisch.

„Du siehst schrecklich aus. Geht es dir nicht gut?“, fragte sie, während sie ein paar Unterlagen vor mich hinlegte und mich besorgt ansah.

Ich fuhr mit dem Handrücken über meine Stirn.

„Keine Ahnung. Ich habe nicht gut geschlafen, aber das wird schon wieder“, antwortete ich und tat, als würde ich Interesse für die Akten zeigen.

„Das möchte der Chef heute noch erledigt haben“, sagte sie und wandte sich bereits zum Gehen.

Ich seufzte.

„Klar doch, kein Problem“, sagte ich und widmete mich - Arbeitseifer heuchelnd - meinem Bildschirm.

In der Tür drehte sich Sabina noch einmal um.

„Ist wirklich alles in Ordnung?“, fragte sie und sah mich forschend an. Ich nickte, ohne ihrem Blick standhalten zu können.

„Gehen wir ins Kino?“, wollte sie noch wissen.

Ich zuckte die Achseln.

„Mal sehen, wie es mir am Abend geht. Wir treffen uns nach der Arbeit im Gemeinschaftsraum“, schlug ich vor.

Sie nickte und schloss die Tür hinter sich.

Sabina war meine Arbeitskollegin und meine einzige Freundin in der Stadt, obwohl ich bereits länger als eineinhalb Jahren hier lebte.

Ich mochte sie wirklich, und sie mich offensichtlich auch, denn sie hatte mich schon oft aus meinen Gefühlsabgründen geholt. Meine Launen ertrug sie mit Gelassenheit, obwohl sie nicht in mein Geheimnis eingeweiht war.

Niemand wusste davon und ich würde mich hüten, es je einem Menschen gegenüber zu erwähnen. Vermutlich würde ich im Irrenhaus landen.

Nein, nicht vermutlich. Ganz bestimmt sogar.

Der kleine Bruder

Ein paar Stunden später traf ich abgehetzt am vereinbarten Treffpunkt vor dem Kino ein. Ich war erstaunt, als neben Sabina ein Mann stand, der noch dazu sehr manierlich aussah, nicht so wie die Typen, mit denen sich Sabina normalerweise umgab.

Ich konnte ein Grinsen nicht unterdrücken und Sabina hob tadelnd die Augenbrauen und machte mir Zeichen, ich solle mich gefälligst benehmen.

Als ich vor ihnen stand, verlor Sabina keine Sekunde, um mir mitzuteilen, dass es sich bei diesem Adonis um ihren Bruder handelte.

„Augustine, das ist Dominik, mein kleiner Bruder. Dominik, das ist die geheimnisvolle Frau, von der ich dir schon so viel erzählt habe“, stellte sie uns vor.

Ich gab Dominik artig die Hand.

„Naja, sehr klein ist dein kleiner Bruder aber nicht mehr“, scherzte ich und starrte dabei in seine dunklen Augen.

Ein kleiner Stich, irgendwo zwischen Milz, Magen oder doch Herz - ich konnte es nicht wirklich sagen - störte meine Coolness, die ich normalerweise an den Tag legte.

Dominik ließ meine Hand nicht sofort los und sein Lächeln verstörte mich. Selbstgefällig nickte mir Sabina zu, und in diesem Augenblick hasste ich sie.

Was um alles in der Welt wollte sie denn von mir?

Wollte sie mich etwa mit ihrem Bruder verkuppeln?

Ich brauchte keinen Typen in meinem Leben.

Ich hatte keinen Platz.

Und mein Geheimnis?

Ich atmete tief durch und fand schließlich meine Gelassenheit wieder.

„Welchen Film sehen wir uns an?“, fragte ich zwanglos.

Dominik hob die Achseln. „Ihr zwei Frauen dürft wählen“, wieder lächelte er mich an.

Er sah umwerfend aus, aber ich beschloss, mich dadurch nicht aus der Ruhe bringen zu lassen.

„Du hast immer von deinem kleinen Bruder gesprochen, so als würde er noch im Sandkasten spielen“, begann ich und wollte ihnen zeigen, dass ich meine Fassung wieder zurückgewonnen hatte.

Ehe sie noch antworten konnte, waren wir am Kassenschalter angekommen und wussten noch immer nicht, welchen Film wir uns ansehen wollten. Nach ein paar Minuten Diskussion und nach einem

Ausschließungsverfahren von Liebes- und Actionfilmen, blieb nur mehr eine mittelmäßige Komödie, die mir schon vor dem Ansehen auf die Nerven ging.

Die Filmbesprechung, die in verbaler Hinrichtung der Schauspieler ausartete, fand in Sabinas Lieblingsbar statt. Manchmal verließen wir das Lokal erst in den frühen Morgenstunden, meist betrunken, in unterschiedlichsten Stimmungen, je nach Genialität des Abends.

Sabina hatte außer mir keine richtige Freundin, das wurde mir bald klar und ich wusste, dass es irgendwann einmal zu einem Problem werden würde, nämlich dann, wenn ich die Stadt wieder verlassen musste.

Es stimmte mich traurig, aber ich spürte, dass es bald wieder so weit sein würde.

Nun saßen wir an einem kleinen Tisch und bestellten eine Runde Wodka-Lemon.

Ich schielte zu Dominik und dann zu meinem Getränk. Alkohol hatte eine gefährliche Wirkung auf mich, ich musste achtgeben.

Wir unterhielten uns zwanglos. Dominik erzählte von seinem Studium. In ein paar Monaten würde er fertig sein und dann stand ihm die Welt offen. Die Begeisterung in seiner Stimme, die Art und Weise wie er mit seinen Armen gestikuliert und der Ausdruck seiner Augen faszinierte mich zunehmend.

Ich nahm wieder einen Schluck und merkte, dass mir der Alkohol bereits in den Kopf stieg.

Sabina hatte anscheinend beschlossen, sich an der Unterhaltung nur wenig zu beteiligen und beobachtete uns zufrieden. Ich durchschaute sie und lenkte das Thema auf unsere Arbeit.

Über unsere Kolleginnen konnte sie herrlich lästern, was meinen Verdacht bestätigte, dass es ihr unmöglich war, mehrere Freundinnen zu haben. Sabina war nicht kompatibel.

Warum sie aber genau an mir so einen Narren gefressen hatte, war mir nicht wirklich klar. Aber vielleicht, weil sie spürte, dass ich anders war.

Und das war ich ganz bestimmt.

Der Impuls

Mein Bett begann sich zu „drehen“, als ich den Kopf auf das Kissen legte.

Warum um alles in der Welt hatte ich so viel getrunken?

Es war bereits nach Mitternacht und am nächsten Tag brauchte ich einen klaren Kopf, denn mein Chef wollte mit mir die Bilanzen durchgehen.

Ich öffnete die Augen erneut, denn ich ertrug es nicht, dass diese imaginären Bewegungen meinen Körper peinigten.

Wankend ging ich ins Badezimmer, um mir das Gesicht mit eiskaltem Wasser zu waschen. Mein Blick fiel in den Spiegel und ich starrte mich an. Ich hatte keine Ahnung, wer dieser Mensch mir gegenüber war. Er kam mir fremd vor. Neugierig sahen wir uns an. Ich hielt dem Blick stand. Er war durchbohrend und skeptisch.

Ich traute diesem Spiegelbild nicht. Es versuchte mich zu täuschen. Schon als Kind hatte ich manchmal das Gefühl, dass das Gesicht im Spiegel nicht zu mir gehörte.

Eine Welle der Angst überkam mich und ich fühlte mich wie ein Tier im Käfig. Meine Kehle fühlte sich trocken an und eine unsichtbare Hand schien sie leicht zuzudrücken. Wieder trafen sich unsere Blicke und ich spürte, dass es wieder an der Zeit war.

Ich hatte die Stadt zu verlassen.

Auf dem Kästchen neben mir stand mein Lieblingsparfüm. Ohne es bewusst zu registrieren griff ich nach dem Fläschchen und schleuderte es gegen den Spiegel, der augenblicklich in Tausend Scherben zerbarst.

„Ich hasse dich, Augustine Schreiber!“, schrie ich und ließ mich zu Boden gleiten.

Dass ich an der rechten Hand blutete und über die Scherben hinaus ins Wohnzimmer rannte, bemerkte ich erst am nächsten Morgen, als ich mich im Bett aufsetzte.

Beim Anblick der Blutflecke erinnerte ich mich sofort wieder daran, dass ich in der Nacht meinen Impuls erhielt, mein Leben zum x-ten Mal zu verändern.

Doch noch nie war es mir so schwergefallen wie jetzt. Meine Hände zitterten, als ich die Kaffeemaschine einschaltete.

Ich musste Zeit gewinnen.

Das Angebot

Obwohl auch Sabina etwas verkatert wirkte, winkte sie mir dennoch freundlich zu, bevor sie in ihrem Büro verschwand. Trotz Schlafmangels konnte ich mich gut auf meine Arbeit konzentrieren, und es machte mir überraschenderweise Spaß.

Mein Chef lobte mich für meine Leistungen.

Nach der Mittagspause orderte er mich erneut in sein Büro, das sehr modern und schlicht eingerichtet war. Immer, wenn ich es betrat, freute ich mich über die vielen Pflanzen, die den Raum sehr lebendig machten, und ich fragte mich, was ich falsch machte, denn meine Blumen und Topfpflanzen ließen regelmäßig die Köpfe hängen und die Blätter waren meist stumpf und braun, egal, ob ich sie viel oder wenig goss. Mein Verdacht plädierte auf „zu wenig“ oder „zu viel“.

Er bot mir freundlich lächelnd einen Sessel ihm gegenüber an, faltete die Hände vor sich und sah mich durch seine Brille an.

Gelassen und etwas traurig erwiderte ich seinen Blick, denn ich wusste, dass ich sein Angebot nicht annehmen konnte.

„Aber Sie müssen!“, versuchte er es noch einmal, „Sie sind eine begabte, junge, ehrgeizige Frau. Ich habe großes Vertrauen zu Ihnen. Bitte überlegen Sie es sich gut. Eine Assistentin wie Sie kann sich ein Vorgesetzter nur wünschen“, mit diesen Worten begleitete er mich bis zu meiner Bürotür.

Ich schloss die Tür hinter mir und ließ mich auf meinen Sessel plumpsen.

Vielleicht hatte ich mich auch nur geirrt, ging es mir durch den Kopf.

Oder was wäre, wenn ich mich einfach weigerte?

Was wäre, wenn ich mich wehrte.

Es war das erste Mal, dass ich eine Stadt nicht verlassen wollte. Ich fühlte mich wohl hier und ich wollte, dass es aufhörte...

Boshaft, boshaft

Fünf Anrufe in Abwesenheit von Sabina zehrten an meinen Nerven und ich schaltete mein Handy aus. Es schien mir unmöglich, in meinem momentanen Gefühlszustand, mit ihr zu sprechen. Ich zog mir etwas Bequemes an und ging in den Keller.

Zuerst zählte ich die Schuhschachteln.

Es waren dreiundachtzig.

Ich hatte fünf große Müllsäcke mitgebracht, um die Schuhe zu entsorgen. So begann immer meine Flucht in ein anderes Leben.

Etwas mühsam kletterte ich auf den Hocker, um an das oberste Regal zu kommen. Auf einer Schachtel las ich:

Rote Pumps, elegant, zerstörend

Auf einer anderen stand mit gleichmäßigen Buchstaben:

Braune Sandalen, salopp, freundlich gesinnt

Hellgrüne Schnürschuhe, bequem, euphorisch

Schwarze High Heels, schmerzend, boshaft

Ich griff nach dieser Schachtel, und zog sie etwas nach vor, wobei sie mir aus der Hand glitt und mit einem dumpfen Knall auf dem Boden aufschlug. Der Deckel war heruntergerutscht und ein schwarzer Schuh lag auf dem feuchtkalten Beton.

Erschrocken starrte ich ihn ein paar Sekunden lang an. Der schwarze Schuh war wunderschön und aus dem feinsten Leder gefertigt, das man sich vorstellen konnte. Noch immer blieb ich auf dem Hocker stehen und wagte mich nicht hinunter. Ich wollte den Schuh auf keinen Fall berühren.

Der Deckel lag neben dem Schuh und ich las immer wieder: boshaft, boshaft...

Wie kleine Blitze schossen Momente der Erinnerung vor mein inneres Auge. Es erschienen Bilder, die ich längst vergessen glaubte. Wie um die Erinnerungen zu verscheuchen, schüttelte ich wütend den Kopf.

Ich sprang vom Hocker und stand vor dem Schuh. Ein tiefes Verlangen packte mich und ich bückte mich, um den Schuh zu berühren. Doch eine andere Kraft nahm von mir Besitz und wollte mich daran hindern. Ich schlug die Hände vors Gesicht und begann zu weinen.

Minuten später saß ich wieder in der Wohnung und hatte mich allmählich beruhigt.

Freundinnen

Pamela bürstete ihre langen Haare und beobachtete sich dabei im Spiegel. Ohne meinen prachtvollen Wuschelkopf bin ich ein unscheinbares Ding, ging ihr durch den Kopf.

Pamela arbeitete mittlerweile seit drei Jahren an ihrem Selbstbewusstsein. Sie verschlang alle möglichen esoterischen Bücher, vertrieb sich die Zeit mit psychologischen Werken, wachte morgens auf und dankte Gott für ihr „Dasein“.

Von Zeit zu Zeit fragte sie sich, wofür sie danken sollte, wo ihr Leben doch so gar nicht nach ihrem Geschmack verlief. Aber daran war sie im Grunde selbst schuld, wo doch jeder für sein eigenes Glück verantwortlich war.

Dankbar sein, das Leben so annehmen, wie es ist und gleichzeitig darauf vertrauen, dass der Himmel nur das Beste für einen will. Haha!

Pamela ließ die Bürste sinken und lächelte.

Genau! Lächeln nicht vergessen! ermahnte sie sich.

Aber eigentlich hatte sie gar keine Lust dazu.

Es war später Nachmittag und sie hatte sich abends mit einer Freundin verabredet. Pamela setzte sich in der Küche nieder und griff frustriert nach der Zigarettenschachtel. Der Aschenbecher auf dem kleinen Tisch quoll beinahe über. Sie schenkte ihm einen verächtlichen Blick, dann zündete sie sich eine Zigarette an und blies den Rauch geräuschvoll zum Plafond hinauf.

Der Magen machte sich plötzlich mit einem lauten Knurren bemerkbar. Pamela fiel ein, dass sie seit dem Frühstück keinen Bissen mehr gegessen hatte.

Vor einer halben Stunde hatte sie das Geschäft verlassen, in dem sie als Schuhverkäuferin arbeitete.

Es war ein schöner, großer Laden, mit ausgesuchten Modellen, kein Konsumtempel, wo von jeder Größe zehn gleiche Paare an Frauenfüßen den Shop verließen, um sich dann in der Stadt an jeder Ecke wiederzutreffen und den eifersüchtigen Blick des Gegenübers standhalten zu müssen.

Pamela arbeitete gerne, auch genoss sie das Vertrauen ihrer Chefin, die sie oft zu Einkäufen als Beraterin hinzuzog. Es erfüllte sie mit Stolz und vor zwei Monaten wurde sie offiziell als Einkaufsassistentin zwei neuen Mitarbeiterinnen vorgestellt.

Auch war sie es, die die Auslagen gestaltete, und sie erledigte die ihr übertragenen Arbeiten stets zur Zufriedenheit der Geschäftsleitung.

Für die Ordnung in den Regalen war ihre Arbeitskollegin Melanie zuständig, deren Arbeit fast im selben Ausmaß gewürdigt wurde.

Melanie war mehr eine Freundin als eine Kollegin, und in ihrer Freizeit trafen sich die beiden Frauen mehrmals die Woche.

Die Wochenenden verbrachten sie fast immer gemeinsam. Es gab sogar Überlegungen, dass sie gemeinsam in eine Wohnung ziehen sollten, da beide Singles waren.

Obwohl jede froh gewesen wäre, die Abende nicht mehr allein vor dem Fernseher verbringen zu müssen, scheiterte das Zusammenziehen dann doch an Melanie, die zu bedenken gab, dass eine der Freundinnen eine Beziehung haben werde, und es dann nur zu Komplikationen kommen würde.

Also blieb es bei den abendlichen Treffen in der Stadt, bei Kinobesuchen und den Wochenendausflügen.

Pamela dämpfte die Zigarette aus, griff zum Telefon und wählte Melanies Nummer. Doch anstatt Melanies meist fröhliche Stimme zu hören, antwortete die Mobilbox.

Pamela legte das Handy ärgerlich auf den Tisch und fingerte nervös in ihren Locken herum. Sie wusste selbst nicht, warum sie so schlecht gelaunt war. Das mochte vielleicht am Wetter liegen, oder ...

Warum hob Melanie bloß nicht ab?

Ein seltsames, brennendes Gefühl machte sich in Pamelas Brust breit. Fast fühlte es sich an wie Eifersucht. Sie starrte zum Fenster hinaus und sah, dass es leicht zu nieseln begonnen hatte.

In letzter Zeit kam es öfter vor, dass Melanie nicht erreichbar war, was Pamela sehr seltsam fand. Der Verdacht lag nahe, dass Melanie etwas zu verbergen hatte. Vielleicht hatte sie jemanden kennengelernt, was sie Pamela nicht sagen wollte, damit sie sie nicht verletzte?

Pamela stand auf und trat näher ans Fenster. Sie fröstelte.

Was, wenn es wirklich so war?

Was, wenn ihre beste Freundin plötzlich nicht mehr so viel Zeit mit ihr verbringen wollte?

Pamela bekam ein schlechtes Gewissen, denn sie wusste, dass sie es ihr nicht wirklich vergönnen würde. Sie war die Ältere und seit zwei Jahren Single. Hätte sie nicht als Erste etwas Glück verdient?

In dem Moment, als ihre Stimmung den Nullpunkt erreichte, läutete ihr Handy. Am anderen Ende meldete sich mit gewohnt fröhlicher Stimme ihre beste Freundin. Aller Trübsinn war wie fortgeblasen, als Melanie erklärte, das Telefon nicht gehört zu haben, da sie unter der Dusche stand.

Pamela seufzte. Sie machte sich ständig sinnlose Sorgen.

Sie verabredeten sich für halb acht zum Essen beim Chinesen in der Innenstadt.

„Ich muss dir etwas gestehen“, begann Pamela, nachdem sie die Stäbchen zur Seite gelegt, und sich mit der Serviette den Mund abgewischt hatte.

Melanie steckte den letzten Bissen Reis in den Mund und sah sie fragend an. Als Pamela nichts sagte, nuschelte sie etwas Unverständliches und legte das Besteck beiseite.

Sie hasste diese blöden Stäbchen, die ihr andauernd durch die Finger rutschten und alles, was sie bereits mühevoll aufgeladen hatte, wieder auf den Teller zurückplumpsen ließ.

Melanie lehnte sich zufrieden in ihren Sessel zurück und der Kellner eilte sofort herbei, so als hätte er nur darauf gewartet, dass sie endlich den letzten Bissen gegessen hatten. Mit einer freundlichen Verbeugung servierte er die leeren Teller ab.

„Was willst du mir denn gestehen?“, fragte Melanie nun wirklich gespannt.

Pamela bereute es bereits, dass sie damit angefangen hatte.

„Ich denke wir bekommen ein Problem, wenn eine von uns beiden einen Mann kennenlernt“, begann sie und versuchte, sich auf die kleine tanzende Flamme der Kerze in der Mitte des Tisches zu konzentrieren.

Melanie setzte sich etwas auf, um ihrer Freundin besser in die Augen sehen zu können.

„Was genau meinst du damit?“, fragte sie etwas gereizt, obwohl sie wusste, auf was Pamela anspielte.

Als diese aber nicht gleich antwortete, beschloss Melanie, ihr diese Arbeit abzunehmen.

„Nicht WIR bekommen ein Problem, sondern DU bekommst eins! Ich nehme an, dass du mir damit sagen möchtest, dass du es mir nicht vergönnen würdest, einen Freund zu haben. Ich, im Gegenteil, würde mich für dich freuen“, sagte sie und verschränkte ihre Arme vor der Brust.

Sie war sehr ärgerlich.

Pamela hatte augenblicklich ein schlechtes Gewissen. Ihre Freundin hatte recht, es war egoistisch. Sie schämte sich dafür.

„Es tut mir leid, Melanie. Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist. Ich habe eine furchtbare Phase. Vor ein paar Wochen noch dachte ich, dass es jetzt endlich bergauf geht. Ich dachte, ich sei glücklicher. Ich lese schlaue Bücher, ich versuche dankbar zu sein. Ich ... aber irgendwie schaffe ich es trotzdem nicht“, sie machte eine Pause.

„Du bist meine beste Freundin und ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass ich dich verliere. Wenn du nichts mehr mit mir unternimmst, dann habe ich überhaupt keine Lebensfreude mehr“, sie starrte weiter in die Flamme.

Melanie sah sie etwas befremdet an.

Irgendwie gefiel ihr dieser Charakterzug an Pamela überhaupt nicht. Was sollte diese Eifersüchtelei, noch dazu, wo momentan überhaupt kein Grund dazu bestand.

Von einem Nebentisch aus, hatte ich die ganze Unterhaltung mitangehört. Eine meiner Stärken – oder man konnte es auch Schwächen nennen – bestand darin, dass ich mich uneingeschränkt in das Gefühlsleben meiner Mitmenschen hineindenken konnte. Vielleicht hatte das aber auch etwas mit meiner Andersartigkeit zu tun, die mich zu emotionalen Höchstleistungen anspornte.

Wieder stieg dieses Gefühl in mir hoch, welches ich Angst nannte, das mich auf eine seltsame Weise reizte und weitertrieb.

Eine leise Stimme, die mich zwang Sachen zu tun, die eine „nette“ Augustine, nie machen würde.

Diese Melanie gefiel mir ausgesprochen gut. Sie wirkte mit ihren eng beieinanderliegenden, dunkelbraunen Augen, wie eine zarte Elfe. Sie war blass, sehr blass sogar, fand ich, aber das ließ sie nur noch lieblicher erscheinen. Ich verspürte einen momentanen Drang, sie beschützen zu müssen.

Gleichzeitig fiel mein Blick auf ihre Schuhe.

Ich schloss die Augen, mir wurde übel.

Mir wurde umgehend klar, vor was ich sie beschützen wollte.

Vor mir!

Der väterliche Chef

Sabina knallte meine Bürotür zu. Ich hörte ihre Absätze hart auf dem Parkettboden auftreten, was mich bei jedem „Klack-Klack“ zusammenzucken ließ. Ich verstand ihre Wut und ich wusste es zu schätzen, dass sie sich Sorgen um mich machte, wo sie doch instinktiv spürte, dass ich mich von ihr abwandte. Ich musste versuchen, den Schaden, den ich mit meiner Flucht aus ihrem Leben anrichten würde, in Grenzen zu halten.

Wie schlecht würde ich sie behandeln müssen, damit sie froh wäre, wenn ich aus ihrem Leben verschwinden würde, fragte ich mich.

Es tat weh.

Ich wollte meine beste Freundin weder verletzen, noch verlieren. Ich musste einfach Zeit gewinnen.

„Frau Schreiber, haben Sie über mein Angebot nachgedacht?“, säuselte mein Chef, indem er den Kopf bei meiner Tür hereinsteckte und mich durch seine dicke, unmoderne Brille lächelnd ansah.

Ich schüttelte langsam den Kopf, denn ich musste mich zuerst wieder fassen, dachte ich doch, Sabina wäre zurückgekommen, um mit mir zu sprechen.

„Bitte geben Sie mir noch ein paar Tage Bedenkzeit. Ich war so überrascht über Ihr Angebot, dass ich mich erst an den Gedanken gewöhnen muss“, sagte ich etwas zaghaft, räusperte mich und schluckte den „Frosch“ hinunter, der mir in der Kehle saß.

Eigentlich störte mich mein Chef beim Weinen, denn ich war gerade im Begriff mich in Selbstmitleid zu suhlen und meinen Tränen freien Lauf zu lassen.

„Solange Sie wollen. Ich werde auf Sie warten“, flötete er, als wäre er mein Bräutigam und wartete hoheitsvoll auf das „Ja-Wort“ seiner Braut.

Unwillkürlich musste ich lächeln, denn ich fand ihn rührend, meinen – ach, so väterlichen - Chef.

Irgendwie fühlte ich mich meiner Tränen beraubt, denn weinen konnte ich nun vergessen. Er hatte mich auf völlig andere Gedanken gebracht.

Ich schweifte ab in die Vergangenheit. Mein Gehirn versuchte Bruchstücke der Erinnerung an meinen Vater zu rekonstruieren, die sich aber nicht fassen ließen und mir nach schemenhaften Darstellungen wieder entglitten.

Er war nie da, er trank und spielte.

Erst als ich erwachsen war verstand ich, dass er mit seinem Leben und einer Tochter überfordert war, die bis zum zehnten Lebensjahr kein Wort sprach.

Meine Mutter hatte ich nie kennengelernt - angeblich bei der Geburt verstorben. Ich zweifelte jahrelang an dieser Botschaft an ein kleines Mädchen, dass sich nichts sehnlicher wünschte als eine Familie.

Die Jahre nach dem Tod meines Vaters sind mir nur ganz verschwommen in Erinnerung. Man gab gut acht auf mich, man erzog mich, man lehrte mich zu arbeiten.

Man war froh, als ich mein Leben selbst in die Hand nahm und aus dem Heim auszog.

Das Geheimnis

Mit neunzehn Jahren wusste ich noch nicht einmal, dass es ein ICH gab. Ich konnte mich allein durchbringen. Mein Job als Buchhalterin erwies sich als eine gute Sache, denn ich bekam in jeder Stadt Arbeit, ohne lange suchen zu müssen. Ich war nicht glücklich, aber ich erfüllte meine normalen Bedürfnisse auf eine recht zufriedenstellende Art.

Meine Wohnung richtete ich genau wie auf einem Bild in einem dieser Hochglanzwerbeprospekte ein, das ungefragt in meinem Postkasten landete.

Meine Fantasie war diesbezüglich sehr begrenzt, denn ich hatte nie gelernt, mich zu entfalten.

Ich konnte nicht wirklich kochen, deshalb nahm ich den Großteil meiner Mahlzeiten in einem kleinen, heruntergekommenen, aber deshalb spottbilligen Lokal ein, das in meiner Straße lag.

Ich kann mich noch genau an diesen schicksalhaften Tag erinnern, als alles begann:

Es war ein Samstag, drückend schwül.

Die Sonne brannte auf den Gehsteig und ich sputete mich, in den Hinterhof „meines“ Lokals zu kommen, damit ich der sengenden Hitze endlich entfliehen konnte. Hier war es sehr kühl, denn der kleine, enge Hof ließ die Sonne nur am Vormittag kurz hineinscheinen, den restlichen Tag lag er im Schatten. Die alten Steinmauern waren vom letzten Regen noch feucht und gaben eine herrliche Kühle ab.

Ich nahm an einem der vier winzigen Tische Platz und beachtete die anderen Gäste nicht. Meistens nahm ich ein Buch mit, denn ich las lieber, vergrub mich in meinen Fantasien, als mich mit meiner Umgebung auseinanderzusetzen. Ich unterhielt mich nicht gerne mit anderen Menschen, denn ich war schüchtern und desinteressiert. Ich blieb lieber allein.

An jenem heißen Sommertag las ich also in meinem Buch, aber ich spürte, dass ich vom Nebentisch aus beobachtet wurde. Ich konnte mich kaum mehr auf das Buch konzentrieren, so intensiv und unangenehm spürte ich den Blick auf mir. Um jeden Preis wollte ich vermeiden hinüberzublicken, doch ich wurde immer unruhiger.

Als der Kellner mir das Essen auf den Tisch stellte und mir sein leidenschaftsloses „Mahlzeit“ dazu servierte, riskierte ich einen Blick und sah in die lebhaften Augen einer alten Frau.

Ich warf ihr einen wütenden Blick zu, ehe ich zu essen begann.

„Lassen Sie es sich gut schmecken!“, sagte sie freundlich und ich begriff erst gar nicht, dass sie wirklich mich meinte.

Ich murmelte ein unfreundliches „Danke!“ und vergrub meinen Blick in dem unappetitlich aussehenden Linsenbrei, der dampfend heiß einen sehr harmonischen Geruch verbreitete.

Ich überlegte kurz, wie ein so ekelhaft aussehendes Gericht so gut schmecken konnte. Ein schizophrenes Essen also – schmunzelte ich über meinen eigenen Witz.

Als der Kellner wieder kam und meinen mit Akkuratessse ausgeputzten Teller mit sich nahm, richtete die alte Frau das Wort abermals an mich.

„Wie heißen Sie denn, junge Frau?“, fragte sie mich und rückte mit dem Stuhl ein wenig näher.

Ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut. Keiner sprach mich normalerweise aus heiterem Himmel an, so etwas war ich nicht gewohnt.